

Janis McDavid

# DEIN BESTES LEBEN

Vom **MUT**,  
über sich  
hinauszuwachsen ...



**HERDER**

Janis McDavid

# *Dein bestes Leben*

*Vom Mut,  
über sich hinauszuwachsen  
und Unmögliches möglich  
zu machen*

**HERDER** The logo for Herder's 45th anniversary, featuring a stylized '45' where the '4' is a simple outline and the '5' is a more complex, rounded shape.

FREIBURG · BASEL · WIEN

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2016

Alle Rechte vorbehalten

[www.herder.de](http://www.herder.de)

Fotos Kapitel »Kampf ums digitale Dabeisein«, »»Erlösung« durch meine

Mutter«, »»Janis muss draußen bleiben« © Katy Otto

Foto Kapitel »Die Geschichte hinter der Geschichte« © Osservatore Romano

Alle anderen Fotos stammen aus dem Privatbesitz von Janis McDavid

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Covermotiv: © Sven Hasse, Berlin

E-Book-Konvertierung: post scriptum, Emmendingen / Hüfingen

ISBN (E-Book) 978-3-451-80927-9

ISBN (Buch) 978-3-451-31149-9

# Inhalt

Gleich geht's los

Minus vier ergibt zwei plus zwei

Janis im Himmel

Wie wird man ein ICH?

Der Ernst des Lebens

Dann mache ich es eben selbst

Keine Arme, aber starke Ellenbogen

Mein ganzer Stolz

Mit dem Rollstuhl durch Namibia

Come in to come out

Ich bewege, also bin ich

Wo bekomme ich jetzt Beine her?

Hilfe vor Hilfe

Sehen und gesehen werden

Vom guten Umgang mit sich selbst

Noch mehr Ellenbogen

Wofür mein Herz schlägt - von ersten Jobs und

sozialem Engagement

Reiselust

Die Geschichte hinter der Geschichte

Warum Danke mein Lieblingswort ist

Zum Autor

# Gleich geht's los

Ich sitze in meinem Rollstuhl vor den Türen des Friedrichsaals in Berlin und blicke durch den schmalen Türspalt. Eine große deutsche Bank hat mich eingeladen, vor Führungskräften einen Vortrag zu halten.

Auf der Bühne läuft ein Kurzfilm über mich. Die Menschen im Saal schauen gespannt zu, auch ich folge dem Sprechertext und warte auf das Stichwort, um auf die Bühne zu fahren. Es ist meine Stimme, die ich höre. Die Krawatte sitzt richtig, das habe ich kontrolliert. Ein letzter Blick in den Spiegel: Auch die Frisur ist in Ordnung. Das Skript liegt am Rednerpult. Ein Glas Wasser steht auch bereit.

Ich fokussiere mich und denke noch einmal den ersten Gedanken, den ich gleich aussprechen werde. Ich bin nervös wie jedes Mal, habe aber eine gute Grundspannung. Jetzt höre ich den letzten Satz des Filmes: »Einen Augenblick bitte, ich komm' vorbei.« Das ist mein Zeichen zum Auftritt. Ich warte noch fünf Sekunden. Die Musik des Abspanns startet. 5 - 4 - 3 - 2 - 1 und ich rolle auf die Bühne. Jetzt geht es los.

Noch vor zwei Jahren hätte ich nie und nimmer geglaubt, dass sich einmal jemand für meine Geschichte und das, was mir wichtig ist, wofür ich stehe, interessieren könnte. Und im Grunde meiner Seele kann ich noch immer nicht fassen, dass es so ist. Aber es ist so.

Wer ich bin? Ich bin Janis. Janis McDavid. Ich bin 24 Jahre alt, circa einen Meter groß und wiege zurzeit 30 Kilogramm. Besondere Kennzeichen: Mir fehlen Arme und

Beine. Nein, ich korrigiere: Ich habe weder Arme noch Beine. Sie fehlen mir nicht.

Ich habe einen elektrischen Rollstuhl, den ich mit einem Joystick bediene und der sich für mich anfühlt wie ein Körperteil, das vieles für mich möglich macht. Mein Leben ist vollständig, denn für mich ist das normal. Das war schon immer so. Ich wurde so geboren. Doch was ist eigentlich normal? Die Definition von Wikipedia lautet: »Normalität ist aus soziologischer Sicht als das Selbstverständliche in einer Gesellschaft bezeichnet worden, das nicht mehr erklärt und über das nicht mehr entschieden werden muss.« Für mich ist es normal, mein Leben so gut wie möglich zu gestalten, eben das Beste daraus zu machen. Und das Beste ist gerade gut genug für mich. Ich will nicht mehr und nicht weniger als jeder andere. Das ist für mich nicht immer einfach. Als Mann ohne Arme und Beine muss man Hindernisse überwinden, die andere nicht kennen. Aber ich lasse mich nicht behindern, gehe meinen Weg und lebe mein ziemlich normales Leben. Ich will Grenzen verschieben und eigentlich Unmögliches möglich machen. Und ich will andere inspirieren, das auch zu tun, ich will sie ermuntern, nicht zu schnell aufzugeben.

Bin ich mutig? Manche sagen es. Braucht es nicht immer Mut, nicht nur »ich« zu sagen, sondern auch »ich« zu sein? Klar, aber nur so können wir unser bestes Leben leben.

# Minus vier ergibt zwei plus zwei

Ich habe zwar weder Arme noch Beine, aber dafür bin ich doppelt mit Eltern ausgestattet. Insofern hat es das Leben bis jetzt gut mit mir gemeint. Ich habe vier tolle Eltern. Obwohl es wirklich nicht immer leicht war, habe ich doch schon ganz schön viel Glück in meinem Leben gehabt.

Doch eins nach dem anderen: Ich bin in Hamburg geboren und habe bei meiner Geburt meinen McDavid-Eltern gleich in zweifacher Hinsicht einen gehörigen Schrecken eingejagt. Erstens lag ich in Steißlage. Ich habe mir sagen lassen, dass das zuweilen zu einer ziemlichen Hektik im Kreißsaal führt, denn es kann für Mutter und Kind schnell gefährlich werden. Babys, die in dieser Lage geboren werden, kommen mit dem Hintern zuerst und erst im zweiten Schritt zeigen sie ihr Gesicht. Jetzt, da ich dies schreibe, denke ich, das könnte ein schönes Leitthema für mein Leben sein, denn oft genug wird auch meine Persönlichkeit erst im zweiten Moment entdeckt, weil die Menschen erst einmal mit meinem Körper beschäftigt sind. Andererseits: Wer will schon jedem als Erstes seinen Hintern zeigen? Anyway.

Zweitens wurde, als ich dann endlich auf der Welt war, sehr schnell und sehr deutlich sichtbar, dass ich ein außergewöhnliches Kind war, das seine Eltern ganz besonders herausfordern würde. Ich schrie nicht nur ohrenbetäubend und sollte diese Fähigkeit noch lange beibehalten, nein, ich sah schicht anders aus. Man konnte ja damals noch nicht wissen, dass alles gut ausgehen würde und das sogar mit einer gewissen Leichtigkeit – aber in dem Moment der Geburt war das völlig unklar. Würde ich ein normales Leben leben können? Zumindest überhaupt

eins? Mit meinen fehlenden Gliedmaßen hatte ich meinen Eltern jedenfalls einen schönen Streich gespielt. Niemand konnte sich vorstellen, wie es weitergehen könnte, und so trafen meine Eltern schlussendlich eine Entscheidung, die ihnen mit Sicherheit schwergefallen ist, aber gut überlegt war: Sie wollten andere Eltern suchen, die mich großziehen sollten.

Zum Glück fanden sich schnell erfahrene Eltern, die sich zutrauten, diesen Schreihals aufzunehmen. Sich zutrauten, eine Kinderwelt aufzubauen, die anders aussehen sollte. So kam ich zu meinem weiteren Elternpaar und zu meinem ersten Umzug von Hamburg ins ländliche Münsterland. Ich war vierzehn Monate alt, als ich meinen Vater und meine Mutter, wie man so schön sagt, wechselte.

Meine Münsterländer Eltern, die später zu Bochumer Eltern werden sollten – denn wir zogen dorthin –, gingen ganz selbstverständlich mit meinem Handicap um. Sie hatten bereits einige Kinder zu sich geholt, die, genau wie ich, nicht in das gesundheitliche oder körperliche Schema F (der »Normalfall«) passten. Mit dem Einzug bekam ich auch eine Familie mit vielen Geschwistern mehr. Nun habe ich zwei davon und damit alles doppelt. Meine zweite Familie ist meine »Hauptfamilie«, sie hat eine große Rolle gespielt und mich sehr geprägt – schließlich habe ich es jetzt schon auf über 20 Jahre mit ihnen gebracht. Aber meine McDavid-Eltern gibt es eben auch. Sie gaben mir den Namen, den ich bis heute sehr mag, und so manchen Tick habe ich auch von ihnen. Ob die Art, wie man lacht, in den Genen steckt? Den Kontakt halten wir bis heute, treffen uns häufig und verstehen uns bestens.

Das ist für »Pflegekinder« nicht selbstverständlich. Ich bin froh darüber. Und dies umso mehr, als ich mir und meiner Familie auch immer wieder Fragen zu meiner Herkunft stellte. In der Tat: Ich habe nicht nur schottische Vorfahren. Ein Teil der Familie wanderte auch nach

Britisch-Guyana aus, wo dann meine dunkelhäutigen Ahnen dazu kamen – wer kann das schon von sich behaupten?

Und weitere Fragen stellte ich mir oft und früh, vor allem in der Pubertät: Warum wuchs ich nicht so normal auf wie andere? Warum gehorchte ich überhaupt zwei Menschen, die sich meine Eltern nannten? Zum Glück ging diese Phase aber auch vorbei – worüber meine Eltern froh waren. Heute weiß ich, dass es gut ist, wie es ist mit meinen beiden Elternpaaren. Sie haben ihre jeweilige Aufgabe bisher – wenn ich das als 24-jähriger Jungspund mal so sagen darf – gut gemeistert. Tja, irgendeinen Ausgleich scheint's vom Leben doch immer zu geben. Keine Arme, keine Beine, aber zwei Mütter und zwei Väter. Und unzählige Geschwister nicht zu vergessen.

Ich bin im Ruhrpott mit insgesamt vier Geschwistern aufgewachsen, mit denen ich zwar nicht verwandt bin im klassischen Sinne, doch das tut überhaupt nichts zur Sache. Einer meiner Brüder hatte immer schon sein eigenes Reich und dann irgendwann auch seine eigene Familie, er entstammte einer früheren Geschwistergeneration, weshalb ich ihn nie wirklich als Bruder wahrnahm. Er war schon erwachsen und erschien mir damit lange Zeit irgendwie komisch. Zu einem späteren Zeitpunkt sollte er aber noch eine wichtige Rolle in meinem Leben spielen.

Meine Bochumer Eltern machten es sich zu ihrer Lebensaufgabe, Kinder aufzunehmen und großzuziehen. »Schau, das hat den entscheidenden Vorteil, dass wir uns die Kinder selbst aussuchen können«, freuten sie sich oft.

Irgendwann erzählten sie mir, dass ich woanders geboren worden und danach zu ihnen gekommen bin. Sie sagten, bei manchen Kindern hätten verschiedene Menschen unterschiedliche Aufgaben. Die einen sind für die Geburt zuständig, die anderen für die Zeit danach. Das muss kurz vor oder schon während meiner Pubertät gewesen sein. Sie sagten außerdem, manche Menschen haben mehr Eltern

als zwei, und du hast eben vier. »Praktisch«, dachte ich, »dass wir uns dann so gut gefunden haben!«

In dieser seltsamen Patchwork-Familie, in der jeder einen eigenen Nachnamen hatte, fand ich mein Zuhause. Im Getümmel der Schule fiel unsere bunt zusammengewürfelte Kindertruppe auch nicht weiter auf. Meine Eltern legten viel Wert darauf, dass wir eine ganz normale Familie waren und keine Pflegefamilie. Sie sagen auch bis heute nie, dass sie Pflegeeltern oder dass wir Pflegekinder sind. Wir sind ihre Kinder und sie sind unsere Eltern. Basta!

Meine leiblichen Eltern waren immer ein wenig wie Onkel und Tante für mich, die uns drei- bis viermal im Jahr besuchten. Diejenigen, die aus der Großstadt im hohen Norden kamen, meistens zu meinem Geburtstag, dann zu einer Feier meines Vaters und schließlich noch zum Sommerfest im Kindergarten. Sie waren »die coolen Hamburger«. Irgendwie hatten wir den gleichen Nachnamen, manchmal sind mir auch gewisse Ähnlichkeiten zwischen uns aufgefallen; etwa in der Mimik und Gestik, aber weiter darüber nachgedacht habe ich, zumindest in meiner Kindheit, nie. Und dann waren sie plötzlich nicht mehr irgendwelche Bekannte, sondern meine leiblichen Eltern. Doch meine Welt oder unser Verhältnis zueinander hat das nicht sonderlich verändert.

Anthroposophisch orientiert, erzogen uns unsere Eltern durch und durch zu sogenannten »Waldorfkindern«. Die erste Waldorfdosis erhielt ich schon als kleiner Knirps in der Spielgruppe, wie es damals hieß. Den Waldorfkindergarten habe ich dann durch meine bloße Anwesenheit zu einem inklusiven Kindergarten gemacht. Inklusion ganz ohne Tamtam – und das bereits vor gut 20 Jahren! Meinen Eltern war es wichtig, dass ich mit »normalen« Kindern zu tun hatte, und so setzten sie alles daran, dass ich nicht in irgendwelche Sondereinrichtungen gesteckt wurde. Die nächste Stufe meiner Waldorfkariere

waren dann 13 Jahre Waldorfschule, wo ich auch mein Abitur machte.

Meine Eltern hatten klar vor Augen, wie und was zu geschehen hatte, als sie sich entschieden, mich bei sich aufzunehmen. Sie wollten mit aller Kraft versuchen, mich zu größtmöglicher Selbstständigkeit anzuleiten, und es war ihnen wichtig, mich wie alle anderen Kinder auch aufwachsen zu lassen. Deswegen ließen sie sich auch nicht davon beirren, dass es damals überhaupt nicht üblich war, Kinder mit Handicap in einen normalen Kindergarten oder auf eine normale Schule zu schicken. Sie diskutierten, argumentierten und kämpften so lange, bis sie erreicht hatten, was sie wollten. Vielleicht habe ich einen Teil meiner Sturheit und meines Willens von ihnen geerbt. Als ob ich ihr biologischer Sohn wäre! Sie sind auch selten auf neugierige oder blöde Fragen anderer meine Behinderung betreffend eingegangen. Und Fragen gab's reichlich.

Das zu erleben hat sicherlich erheblich dazu beigetragen, dass mir lange nicht wirklich bewusst war, dass ich anders bin. Im Gegenteil, als Kind fand ich es nervig, wenn mich neue Kinder im Kindergarten fragten, warum ich denn keine Arme und Beine habe oder was denn mit mir los sei. Schließlich frage ich ja auch nicht jeden, warum er eine Glatze hat, gefärbte Haare oder eine Brille trägt. Schnell lernte ich, dass ein humorvoller Umgang mit solchen Fragen hilft. Mal erzählte ich, dass ich einen Piranha-Angriff überlebt hätte, bei dem leider beide Arme und beide Beine abgebissen worden seien. Andere bekamen zur Antwort, dass ich Arme und Beine heute leider zu Hause vergessen hätte. Meistens haben wir dann zusammen gelacht, und das Eis war gebrochen.



Orange färben durfte ich mir die Haare in dem Alter zwar noch nicht, trotzdem war ich glücklich, so wie ich war.

Und heute? Meine Behinderung war für mich im Wesentlichen kaum ein Thema, auch wenn es natürlich immer wieder Momente des Zweifels gab, in denen ich mich fragte: Warum bin ich nicht »normal«? Momente, in denen mir meine Situation ziemlich niederschmetternd vorkam, in denen ich mich ärgerte und am liebsten abgehauen wäre. Abhauen ging aber leider nicht, wenn die Batterie leer war oder der Rolli woanders stand. Dennoch habe ich mich nie über meine »Behinderung« definiert.

Natürlich verunsichere ich immer wieder Menschen, denn mein Erscheinungsbild ist nun mal ungewöhnlich, dessen bin ich mir bewusst - und spiele öfters auch damit, indem ich mir beispielsweise mal die Haare orange färbe. Immer wieder begegne ich Menschen, die nicht wissen, wie sie mich ansprechen oder mit mir umgehen sollen. Wahrscheinlich ist die Hemmschwelle einfach zu groß, aber hey, ich bin doch nicht vom Mars!

Von solchen Situationen lasse ich mich nicht mehr irritieren, bin einfach ganz offensiv und spreche die Leute direkt an. Es sei denn, ich hab keine Lust, mich zu unterhalten - wer hat das schon immer? Dann rolle ich einfach weiter. Bei manchen Menschen allerdings geht die Verunsicherung so weit, dass sie die Straßenseite wechseln. Als ob mein Handicap ansteckend oder mein Rollstuhl fünf Meter breit wäre! Es gab Zeiten, in denen das merkwürdig für mich war und ich mich vielleicht auch abgelehnt fühlte. Aber mit der Zeit habe ich dazugelernt und schaffe es nun besser, solche Zwischenfälle nicht persönlich zu nehmen. Zumindest in den meisten Fällen.

# Janis im Himmel

*Eines Tages wachte Janis auf. Die Sonne schien durch das Fenster des Roten Hauses. Janis guckte hinaus und sah Wolken und eine Engelschar, die um den Brunnen tanzte. In der Mitte stand ein großer Engel, das war sein Freund Lukas. Janis sprang aus dem Fenster, die Wolken waren sehr weich, sie fingen ihn auf. Die Engel sagten: »Komm, tanz' mit uns!« Und er tanzte mit ihnen. Irgendwann kam der Herr des Roten Hauses und rief: »Es gibt Essen!« Alle Kinder und alle Engel gingen in den Speisesaal und aßen Brot und tranken Wein. Dann spielten die Kinder mit den Engeln weiter.*

*Immer nach dem Frühstück rief der Herr des Roten Hauses ein Kind zu sich und erzählte dem Kind alle wichtigen Sachen. Heute war Janis an der Reihe. Der Herr des Roten Hauses sagte zu ihm: »Du bist schon sehr lange hier. In ein paar Tagen wirst du auf die Erde gehen. Aber dein Engel geht mit dir und immer wenn du in Gefahr bist, kommt er zu dir und hilft dir. Du wirst ihn aber nicht sehen.« Da sagte Janis: »Ich will aber nicht auf die Erde!« - »Ich verspreche Dir, dass ich dich irgendwann rufe, dann kommst du wieder zu mir und nachts kommt immer dein Engel, der holt dich ab und dann kannst du mich und die anderen Kinder besuchen.« Dann ging Janis wieder nach draußen und spielte mit den anderen Kindern.*

*Nach dem Mittagessen gingen sie in ihre Betten und schliefen. Am Nachmittag fragte der Engel Janis: »Möchtest du mit mir einen Ausflug zur Erde machen?« - »Kommen wir aber auch wieder zurück?« - »Ja, natürlich!« sagte der Engel. - »Ja, gut, dann komme ich mit.«*

Jedes mal nach dem Frühstück  
ruft der Herr des roten Hauses  
ein Kind zu sich. Eines Tages  
war Janis an der Reihe der  
Herr Herr des roten Hauses  
sagte: „Du musst bald mal  
auf die Erde.“ Aber Janis  
will nicht. Und ob Janis auf  
die Erde geht oder nicht müsste  
ihr selber lesen



*Sie fahren mit einer besonders großen Wolke zur Erde,  
kamen an vielen Sternen vorbei und an anderen Wolken.  
Janis musste sich gut festhalten, um nicht runterzufallen.*

*Als sie angekommen waren, sah Janis Felder und Wälder, Wasser und Strand, Städte und Flüsse, Fabriken und Häuser und zwei Familien. Er sagte: »Ich möchte bei der einen Familie geboren werden, und dann möchte ich zu der anderen Familie.« Der Engel sagte: »Gut, du darfst erst zu der einen Familie und dann zu der anderen. Ich sage es dem Herrn des Roten Hauses.«*

*Am Abend waren sie dann wieder im Roten Haus und der Engel sagte zu dem Herrn des Roten Hauses: »Janis möchte erst zu Familie D. und dann zu Familie K. und S.« - »Gut«, sagte der Herr des Roten Hauses, »so wird es sein.« Janis freute sich schon sehr darauf. (...)*

Das ist ein Ausschnitt aus meiner ersten Geschichte, die ich im Alter von elf Jahren mundgeschrieben habe. Dazu später mehr.

# Wie wird man ein ICH?

Vor einiger Zeit habe ich die Erzählung einer Frau gelesen, die lange Zeit gar nicht merkte, dass sie blind ist. Sie fuhr mit ihren Geschwistern Rad und Rollschuh und dachte, dass alle Menschen wie sie unterwegs seien, nämlich ohne zu sehen. Sie fuhr den anderen Kindern per Gehör nach und ging davon aus, dass die Rufe und das Lachen der anderen Kinder ebenfalls nichts anderes seien als eine Möglichkeit, sich zu verorten und zu orientieren. Das Hinfallen nahm sie mal eben so mit, weil ja auch die anderen Kinder hinfielen. Nach dem Radfahren lernte sie auf diese Weise auch noch Rollschuhfahren und sich im Spiel zu bewegen, bis sie nach langer Zeit feststellte (oder feststellen musste), dass die anderen etwas sahen. Auch wenn sie nicht wusste, was das bedeutet: »etwas sehen«. Wie sie sich im Moment dieser Erkenntnis fühlte, wie das für sie war, stand in dem Bericht leider nicht. Es hätte mich sehr interessiert, denn auch ich habe lange nicht wirklich gemerkt, dass mein Körper sich von den Körpern der anderen Menschen unterscheidet. Ich frage mich manchmal, ob ich da eine Art »blinden Fleck« hatte. Denn es ist ja fast unmöglich, meine Behinderung zu übersehen. Bis zu dem Moment, in dem ich gewahr wurde, dass da was nicht stimmt und ich irgendwie seltsam bin, sah ich mich eher als ein besonderes »Förmchen«. So, wie manche Menschen eine andere Hautfarbe haben, fehlen mir eben Arme und Beine, dachte ich. Nichts Besonderes. Kein Grund zur Panik oder um nervös zu werden. Ich lebte in meinem »Ohne-Arme-und-Beine-Land«, und da es keine weiteren Bewohner dieses Landes gab, lernte ich eben als eine Art Pionier das »Mit-Arme-und-Beine-Land« kennen.

Natürlich gab es einige Situationen, in denen mir hätte bewusst werden können: Hallo! Du bist behindert! Ich bemerkte es aber nicht und es irritierte mich auch nicht, als ich mit ungefähr anderthalb Jahren meinen ersten Elektrorollstuhl bekam. Während andere Kinder in diesem Alter laufen lernten und ihre ersten Schuhe bekamen, habe ich also meinen Rollstuhl-Führerschein gemacht. Kann sein, dass ich damit früh dran war, doch meine Eltern entschieden sich damals sehr bewusst dafür, dass ich einen Rollstuhl fahren sollte. Einerseits wollten sie so wenig Hilfsmittel wie möglich für mich, damit der kleine Janis alles selbst lernen konnte. Auf der anderen Seite sollte ich aber alles, was nötig war, so früh wie nur möglich zur Verfügung haben. Also machte ich mit gerade mal neunzehn Monaten per Elektrorollstuhl meine Umwelt unsicher und erkundete alle Ecken - so, wie andere Kinder erste halsbrecherische Erkundungen auf zwei Beinen machen.

Damals, als ich den Rollstuhl bekam, trafen meine Eltern eine wichtige und bis heute gültige Entscheidung. Ich habe zwei kurze Oberarme, der linke hört kurz nach der Schulter auf, ist also fast nicht zu sehen. Der rechte ist etwas länger und läuft vorne spitz zu. Mit welchem sollte ich denn nun den Rollstuhl steuern? Mit rechts? Mit links? Die Entscheidung der Rollstuhlbauer war klar, mit rechts natürlich, das war der stärkere Arm, der Geschicktere. Doch so kam es nicht. Die Überlegung meiner Eltern war so einfach wie genial. Der rechte Arm würde sowieso immer sehr beansprucht werden, bei allem, was ich tue, ist er involviert. Der linke eignet sich hingegen nicht für vieles, ist also unterbelastet. Also wurde der Joystick links montiert. Von dem Zeitpunkt an hatte der kleine, kurze Arm eine wichtige Aufgabe, er durfte Rollstuhl fahren - und heute Auto. Mit dem rechten kann ich daher parallel andere Dinge machen - Männer können eben doch Multitasking!

## *Spielen mit dem Rollstuhl*

Der Rollstuhl war auch ein Spielzeug. Ein sehr spannendes sogar. Und er war cool. Im Kindergarten mit einem knallgelben Elektrorollstuhl vorzufahren, das war schon was. Man konnte da ganz easy den Bollerwagen mit einem Seil hintendran binden und dann mit einem Affenzahn um den Kindergarten herum cruisen. »Lass mich auch mal«, drängelten die anderen Kinder, weil die sich wohl im Gegenzug ärgerten, dass sie auf Beinen laufen mussten, während ich ganz bequem und schnell auf Rädern durch die Räume flitzte. Es war leicht, sie für mich zu gewinnen, und möglicherweise sind es diese ersten Erfahrungen auf dem staubigen Kindergartenlinoleum, denen ich verdanke, dass ich auch heute noch sehr unbefangen auf Menschen zugehe. Nein, ich war nicht zu bedauern. Ich hatte richtig was zu bieten! Ich hielt es wie Tom Sawyer, dem es gelang, seine Strafe in eine Belohnung zu verwandeln. Tom war von seiner Tante Polly dazu verdonnert worden, den Lattenzaun zu streichen, und erlaubte anderen Kindern gegen Entgelt, auch einmal eine Latte zu streichen. Super gelöst - so machte ich es auch. Wie bei all meinen späteren Rollstühlen, gab es eine Platte hinter dem Sitz, auf der heute meistens meine Tasche steht und die früher als »Soziussitz« bei den anderen Kindern heiß begehrt war. »Nimm mich mit!«, riefen alle durcheinander und schubsten sich gegenseitig von dieser Platte herunter, weil sie nur zu gerne darauf standen und als meine Fahrgäste mit mir auf Rollstuhlreise gingen. Manchmal hatte ich drei Fahrgäste auf einmal dabei, die fanden das super, mit mir so durch die Gegend zu brettern. Gut, wenn man schon so früh erfahren darf, dass man etwas Besonderes zu bieten hat!



Schon früh ließ sich manch hübsches Mädchen von mir herumkutschieren. Und mit der gelben Farbe sah mein Rolli im Kindergarten einem Taxi doch sehr ähnlich.

»Den Bierkasten nimmst du«, bestimmen heute meine WG-Kumpels und platzieren beim Einkauf unsere Flüssignahrung auf meine Platte. Auch manches hübsche Mädchen hat sich schon mit stolzgeschwellter Brust von mir herumkutschieren lassen.

»Fahr mich mal eben zum ...!«

»Kannst du das transportieren?«

So kommt mein Rollstuhl nicht nur mir zugute, sondern er ist ein Kontaktmittel und erleichtert lästige Hausarbeiten. Ich putze keine Fenster, aber dank meines fahrbaren Untersatzes muss bei uns kein Mensch schwere